

NAGEL & KIMCHE



Leseprobe

Beatrice von Matt

Mein Name ist Frisch

Begegnungen mit dem Autor und seinem Werk

ISBN: 978-3-312-00476-8

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-312-00476-8>

sowie im Buchhandel.

1. Momente der Erinnerung

Die Briefkarte kam Ende Februar 1991. Max Frisch hatte sie an mich auf die Redaktion der *Neuen Zürcher Zeitung* geschickt. Er schlug mir ein Treffen vor. Ich sollte gegen Abend bei ihm zum Aperitif vorbeikommen, wenn mir das Büro verleidet sei. Als ich ihn anrief, meinte er, lange aufschieben lasse sich der Termin freilich nicht. So kam es, dass ich Max Frisch am 8. März 1991 zum letzten Mal sah. Seine Wohnung lag an der Stadelhoferstraße, unweit der Redaktion.

Auf ähnliche Weise nahm er damals Abschied von vielen seiner Bekannten und Freunde. Er bestellte sie einzeln an sein Krankenbett und führte ein freies und offenes Gespräch. So berichtete er mir von seinen Träumen, von den langen Tagen, und wie er die Lichtverhältnisse im Zimmer erlebte. Das Bett – ein Spitalbett – stand in der Mitte des großen hellen Wohnraums. An jenem Tag hatte er eben erfahren, dass das Schauspielhaus Zürich an seinem achtzigsten Geburtstag, am kommenden 15. Mai, den dritten Akt seines letzten großen Stücks *Triptychon* spielen werde. Und zwar in der Wiener Inszenierung von Erwin Axer mit Elisabeth Orth und Joachim Bißmeier. Ich sah, wie er sich darüber freute. Dass ihm dieser dritte Akt so am Herzen lag, hatte ich nicht gewusst und hätte es eigentlich auch nicht gedacht. Ich hatte die Szene immer etwas undramatisch gefunden. Für ihn aber war es offensichtlich eine wichtige Beschwörung seiner einstigen Liebe zu Ingeborg Bachmann. Ein wenig bekümmerte ihn, dass die Darsteller jener Aufführung inzwischen zehn Jahre älter seien.

Neben dem frühen Drama *Graf Öderland*, das er für sein bestes ansah, sein «lebendigstes», wie er sagte, bezeichnete Frisch das späte *Triptychon* überhaupt als sein Lieblingsstück. Die Aufführung, die 1981 im Wiener Akademietheater stattgefunden hatte, hielt er für die gelungenste von allen. Der dritte Akt wurde dann auch tatsächlich gespielt am 15. Mai 1991 – als Höhepunkt des Gedenktages für den am 4. April Verstorbenen.

An jenem Treffen kam er aber auch – unvermeidlich – auf *sein* Thema zu sprechen, die Schweiz und was er für deren Niedergang ansah. Allmählich konnte er sich in dieser Frage etwas versöhnlicher zeigen, dachte man manchmal. Doch gerade in seinen letzten beiden Lebensjahren sah er sich in seiner kritischen Haltung erneut bestärkt. 1989 hatte er vernommen, dass er seit dem Internationalen Friedenskongress vom August 1948 in Breslau vom schweizerischen Verfassungsschutz beobachtet worden war. Obwohl er den Kongress damals aus Protest gegen die Veranstalter vorzeitig verlassen hatte, verdächtigte man den Autor seither des Kommunismus. Es herrschte der Kalte Krieg. Man führte Buch, erstellte fleißig Karteikarten, sogenannte Fichen, über ihn wie über Tausende andere, die man alle für Agitatoren hielt. 1990 wurde bekannt, welches Ausmaß das Denunziantentum angenommen hatte. Die «Fichenaffäre» brachte das ganze Land in Aufruhr. Dem kranken Frisch setzte sie schwer zu. Kurz zuvor hatte er seine Diagnose erhalten: Leberkrebs.

Es war auch das Jahr, als sein literarisch-politischer Dialog *Schweiz ohne Armee? Ein Palaver* erschien. Nach längerem Zögern – einem friedlichen Europa traute er nur halb – hatte sich Frisch anlässlich der Volksinitiative zur Abschaffung der Schweizer Armee an die Niederschrift eines Gesprächs zwischen «Enkel» und «Großvater» gemacht. Das ruhige Hin und Her zwischen den Generationen über Sinn und Nutzen der Schweizer Armee war dem Aufklärer Denis Diderot und dem Deserteur Ulrich Bräker gewidmet. Die dramatisierte Fassung *Jonas und*

sein Veteran war am 19. Oktober 1989 über die Bühne des Zürcher Schauspielhauses gegangen und hatte dem Autor neben Ovationen auch gehässige Anfeindungen eingetragen. Und da war noch etwas: der Mauerfall in Berlin am 9. November. Wir saßen an dem Abend zusammen, eingeladen beim Arzt Johann Steurer. Frisch äußerte sich skeptisch zu den Ereignissen. Der Gedanke an ein allzu mächtiges Deutschland war ihm unheimlich.

Nichts mochte Frisch dem Zufall überlassen, nicht einmal sein Sterben, auch seine letzten Handlungen waren geplant, gesetzt. Die Abdankung in der Kirche St. Peter in Zürich war in jedem Detail festgelegt. Auch davon redete er an jenem Märznachmittag bei meinem letzten Besuch. Er wusste, wo im ausgemessenen Chorraum der Sarg stehen und sein Freund Peter Bichsel etwas sagen werde. Die Trauerfeier vom 9. April 1991 fand denn auch genau so statt, wie er es gewollt hatte. Die Gefährtin seiner letzten Jahre, Karin Pilliod-Hatzky, verlas eine Erklärung. Ein Pfarrer war nicht vorgesehen.

Das Chaos lauerte für diesen Schriftsteller im Zufall, darum ging er diesem aus dem Weg, überlistete ihn mit eigenen Entschlüssen. Er nahm Geschick und Leben in die Hand bis zum Schluss, solange es ging. Für den Fall, dass sein Geist sich trüben sollte vor dem Tod, hatte er angeordnet, dass ihn dann niemand sehen dürfe, «usser villicht d'Chind». Er hatte sich auch wirksame Tabletten für diesen Fall beschafft.

Ich fragte ihn, ob ihn der Gedanke, tot zu sein, nicht ängstige. Nein, keine Sekunde in seinem Leben habe er sich vor dem Tod gefürchtet. Über den Tod habe er zeit seines Lebens nachgedacht, ihn bei allem immer in Rechnung gestellt. Ihn ängstige nur «die Sterberei», wie er sich ausdrückte.

Bei jeder Begegnung mit Max Frisch hatte ich die Empfindung, noch nie einen so verletzlichen und so menschlichen Menschen, gleichzeitig einen von so heller, harter Konsequenz gekannt zu haben. Ich ahnte auch, dass seine Unerbittlichkeit

mit einer Gefährdung, dem drohenden Chaos im Innern zu tun hatte. Sein triebhafter Gestaltungswille musste dieses Chaos fernhalten: in seinem Leben, seinem Sterben, und vor allem auch in seinem Schreiben.

Die Energie, mit der Max Frisch sein Sterben anging, erfüllte mich mit Bewunderung und Irritation. Er ist in seine letzten Wochen eingetreten wie in eine Zone voller Hinterhalte. Täglich galt es, sich neu einzurichten, damit die Gefahr, die Unordnung, nicht überhandnehme. Der planende Wille ging bis über den Tod hinaus.